



Alter Tiere öffnen Tür zu dementen Menschen

Wer alleine lebt, ist oft auch einsam. Gerade daher ist die Beziehung mit einem Haustier tiefer, als für Außenstehende ersichtlich. Der wichtigste Faktor einer solchen Mensch-Tier-Beziehung ist dabei sozialer beziehungsweise emotionaler Natur – ohne Worte entsteht häufig spontan ein direkter Kontakt, der Mensch und Tier gut tut. Ein Vorteil, der gerade dann zum Tragen kommt, wenn Krankheit oder Hinfälligkeit ins Spiel kommen. „Tiere ertragen das Leid von Menschen relativ gleichmütig“, berichtet Prof. Dr. Erhard Olbrich, auf Altersforschung spezialisierter Psychologe. „Durch ihre Unvoreingenommenheit können sie unreflektiert nahe sein und halten auch schwierige Situationen einfach aus.“

Im Gegensatz zum Menschen unterdrücken Tiere ihre Emotionalität nicht, und ihnen gegenüber fühlt sich auch der Mensch befreit, seine Gefühle auszudrücken. So zeigte vor wenigen Jahren eine Befragung von 120 über 60-Jährigen mit Hund, dass 25% von ihnen dem Tier ihre Sorgen und Probleme mitteilten, mehr als die Hälfte sprach regelmäßig mit ihren Hunden.

Demenzkranke profitieren besonders. Dieser direkte Zugang, den Tiere zum Seelenleben von Menschen haben können, macht man sich nun auch ganz gezielt bei der Betreuung dementer Menschen zunutze. „Wir kennen Beispiele, in denen Menschen mit Demenz, die monatelang kein Wort mehr gesprochen haben und kaum auf menschliche Ansprache reagierten, plötzlich wie verwandelt waren, weil ein Hund sie besuchte. Sie reagierten und versuchten sich zu artikulieren“, berichtet Ines Jonas vom Kuratorium Deutsche Altershilfe.

Zwar sind bei Demenzkranken höhere Areale im Gehirn zerstört, aber tiefer angesiedelte Strukturen und Prozesse des zentralen Nervensystems, die beispielsweise das Gefühlsleben steuern, bleiben von der Erkrankung unberührt. Auf der Gefühlsebene sehnen sich Demenzkranke nach Kontakt, auch wenn sie von selbst kaum in der Lage sind, dies zu zeigen. „Wenn ein demenzkranker Mensch mit zärtlichen Gurrlauten eine Katze, die auf seinem Schoß sitzt, streichelt, und diese äußert ihr Wohlbefinden durch lautes Schnurren, handelt es sich dabei um nonver-

bale, instinktive Kommunikation – genau das, was Menschen mit Demenz brauchen“, schildert Prof. Olbrich die Situation.

Aber auch Angehörigen und Freunden eines Demenzkranken kann die Anwesenheit eines Tieres die Kontaktaufnahme zum betroffenen Menschen erleichtern. Über eine Katze, die man gemeinsam streichelt, ist der Kontakt rasch hergestellt, ohne dass ein Wort gesprochen wird.

Je nach Grad der Erkrankung sind ältere Personen auch in der Lage, ganz oder teilweise für ein Tier zu sorgen. So kann das Bürsten und Füttern eines Hundes das Gefühl vermitteln, kompetent und auch noch nützlich zu sein.

Grenzen der Beziehung. Allerdings ist der Kontakt zu Tieren nicht für jeden Senior geeignet und sollte niemandem aufgenötigt werden. Außerdem können insbesondere demenzerkrankte Personen meist nicht die volle Verantwortung für ein Tier übernehmen, und rund 75% aller Altenpflegeeinrichtungen erlauben das Halten eines Tieres nicht, obwohl es kein Gesetz gibt, dass dies grundsätzlich verbieten würde. In dieser Situation erweisen sich Besuchstiere als gute Alternative. Häufig sind es ehrenamtlich tätige Helfer, die in ihrer Freizeit mit ihrem Tier zu Besuch kommen.

In Frage kommen grundsätzlich alle Tiere, zu denen eine intensive Beziehung aufgebaut werden



kann, wobei Hund, Katze und Wellensittich in der Beliebtheitskala ganz oben stehen.

Das Kuratorium Deutsche Altershilfe warnt jedoch davor, Tiere ohne Vorbereitung von Tier und Mensch in Einrichtungen der Altershilfe einzusetzen, und bietet daher ab Februar 2006 erstmalig die berufsbegleitende Weiterbildung „Tiere öffnen Welten – Fachgerechter Einsatz von Tieren in der Altershilfe“ an. In Zusammenarbeit mit dem Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln lernen die Teilnehmer, den Einsatz von Tieren zu planen und durchzuführen. ■



Helen Christensen forscht über das Denkvermögen.

Gesundes Gedächtnis trotz schrumpfenden Gehirns

Eine Studie australischer Wissenschaftler hat 2005 gezeigt, dass das Absterben von Gehirnzellen und die damit zusammenhängende Gehirnschrumpfung, die vor allem bei Menschen ab sechzig weit verbreitet ist, keinerlei Auswirkungen auf das Denk- und Lernvermögen zu haben scheint.

Das Forschungsprojekt am Centre for Mental Health and Research (CMHR) der Australian National University in Canberra ist Teil einer zwanzigjährigen Studie, der so genannten PATH Through Life Study.

„Die Annahme, das Gehirn schrumpfe mit zunehmendem Alter ist ebenso weit verbreitet wie die Vor-

stellung, diese Schrumpfung gehe mit einer Verschlechterung des Erinnerungs- und Denkvermögens einher“, so Professor Helen Christensen, Leiterin des CMHR. „Bisher wurde auch angenommen, höhere Bildung oder eine Aufrechterhaltung geistiger Aktivitäten im Alter könnten die Auswirkungen der Gehirnalterung besser abfedern helfen. Unsere Untersuchungsergebnisse können diese Annahmen jedoch nicht unterstützen.“

Es ist zwar bekannt, dass das Gehirn eines Menschen im Verlauf seines Lebens schrumpft, aber über den genauen Ablauf dieses Prozesses weiß man nur wenig. Darüber hinaus gibt es große Unterschiede zwischen einzelnen Personen. In der Studie wurde festgestellt: Im Durchschnitt hatten Männer im Alter von vierundsechzig Jahren kleinere Gehirne als Männer im Alter von sechzig Jahren. Trotz dieser Schrumpfung blieben jedoch die Gehirnleistungen unbeeinflusst. Einen Zusammenhang zwischen Gehirnschrumpfung und Bildungsniveau konnte die Studie ebenso wenig bestätigen.